Das Unterhaltungs-Blatt
Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 114. Dienstag, 26. April 1932.

Millionärin ohne Geld

Roman von Hans Morgan

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

30.

Herta Bauer ließ vor Überraschung beinahe Spachtel und Zigarette fallen, als Helga Wendhas in ihr Atelier stürmte . . . buchstäblich stürmte und ihr mit einem fröhlichen Lachen um den Hals fiel.

„Guten Tag, Herta! Du purzelst aus den Wolken, nicht wahr! Ich komme, um dir eine erschütternde Neuigkeit mitzuteilen: ich habe unsere Wette verloren!"

Herta Bauer sah das lachende Gesicht mit den strahlenden Augen.

„Und das scheint dich noch zu freuen?"

„Riesig! Komm, leg' die Spachtel fort... ich habe dir viel, viel zu erzählen!"

„Hm! Da wird es wohl für heute mit meiner Arbeit aus sein! Dann gestatte wenigstens noch, daß ich die Sachen hier in Ordnung bringe und erst mein Modell nach Hause schicke."

Während das Modell sich ankleidete und Herta die Figur, an der sie arbeitete, mit feuchten Tüchern verdeckte, machte Helga einen Rundgang durch das Atelier, stand hier vor einer kleinen entzückenden Plastik, fuhr dort mit der Hand über einen marmornen, kräftig herausgearbeiteten Athletenarm.

Hertas Blick folgte ihr. Wie elastisch sich der schlanke Leib der Freundin dehnte beim Schreiten! Wie alles an ihr förmlich atmete voll innerer Spannkraft und leicht gebändigter Lebenslust! Ihre Kur schien also wirklich angeschlagen, die gewollten Erfolge erzielt zu haben!

Als sie endlich allein waren, ließ sich Helga in den Sessel fallen . . in denselben Sessel, in dem sie vor einem Jahre saß, müde, gleichgültig, lebensüberdrüssig. Heute war es eine ganz andere, die da Platz nahm. Eine, die vor heißer Lebensfreude sprühte und lachend ein Bein über das andere schlug.

„Ich bin direkt baff, dich plötzlich hereinschneien zu sehen! Es ist doch erst der fünfzehnte Mai! Allerdings . . . lange genug hast du nichts von dir hören lassen. Sorge machte ich mir keine, weil ich mir sagte, es müsse dir gut gehen in diesem Falle. Und jetzt stürmst du auf einmal hier an, vierzehn Tage vor Ablauf der Zeit und schreist: ich habe die Wette verloren! Das will mir nicht in den Kopf. Laß hören!"

„Vor allem das Wichtigste: ich lade dich hiermit ergebenst ein, als Zeugin bei meiner am siebenundzwanzigsten dieses Monats stattfindenden Trauung zu fungieren!"

„Was? Du . . ."

„Ich will heiraten, ja!" lachte Helga und weidete sich an der Verblüffung der Freundin. „Du gabst mir doch den Rat damals schon . . . warum soll ich ihn nun nicht auch befolgen, nachdem der andere so gut angeschlagen hat?"

„Zum Heiraten braucht man einen Mann. Und du hast in deinem jetzigen Wirkungskreis einen gefunden, mit dem du dich auch als Millionärin sehen lassen kannst?"

„Den herrlichsten, den besten Mann habe ich gefunden, den es überhaupt auf der Welt gibt!"

„Brrr! Du schwärmst ja wie ein weibliches Wesen aus der Chamissozeit oder, modern ausgedrückt, wie ein Backfisch von Harry Liedtke!"

„Wenn du ihn kennen lernst, wirst du verstehen, daß ich ein Recht habe, zu schwärmen!"

„Also erzähle erst einmal zusammenhängend. Wie lerntet ihr euch kennen, was ist er, was macht er, wieso hast du die Wette verloren und so weiter."

Helga begann. Als sie den Namen Reinhold Buchenau nannte, wurde sie von Herta Bauer unterbrochen:

„Ist das derselbe Buchenau, von dem gestern die „Abendpost" die wundervolle kleine Erzählung „Das Herz voll Liebe" brachte?"

Helga nickte. Erzählte weiter. Schilderte, wie sie ihn kennen lernte, schilderte ihre Erlebnisse nach der Entlassung aus dem Krankenhaus bis zum Wiederzusammentreffen mit ihm, ihre Tätigkeit im Imperial-Hotel, ihre Verwendung für ihn beim Wendhus-Verlag, ihre Arbeit als selbständige Typistin und schloß:

„Heute sind wir nun so weit, daß wir gut leben könnten, auch wenn ich nicht zufällig Millionärin wäre. Das Ziel, das ich mir bei Beginn dieses Jahres steckte, habe ich erreicht: ich stehe auf eigenen Füßen und wäre in der Lage, mich voll und ganz zu ernähren. Aber das ist ja das Unwesentliche dabei. Wichtiger ist, daß ich nun erst den wahren Wert des Lebens, die Schönheit des Lebens kenne, eine Schönheit, die ich um nichts in der Welt wieder hergeben würde! Reinhold und ich . . . wir werden auch in Zukunft unermüdlich tätig sein, werden das zu verwirklichen suchen, was er mir einmal auseinander setzte. Du wirst es ja miterleben. Und diese Tätigkeit wird mich glücklich und zufrieden bleiben lassen, wie ich es jetzt bin, denn die Freude, wohl zu tun, ist das einzige, das sich nicht abnutzt, sagt Reinhold! Ach, Herta, du weißt nicht, wie dankbar, wie unendlich dankbar ich dir bin! Die Wette habe ich, wie du siehst, verloren. Nicht nur, weil ich das Arbeitsjahr um vier Tage zu früh abbreche, sondern weil ich auch die Bestimmungen unserer Vereinbarung nicht eingehalten habe. Aber ich konnte nicht . . . ich konnte nicht, Herta . . . und wenn es in diesem Falle um mein ganzes Vermögen gegangen wäre . . . ich hätte es gern hingegeben!"

„Du bist also glücklich?"

„Sehr glücklich! Nur vor einem habe ich noch ein wenig Angst: Reinhold ahnt noch nichts von der Wandlung, die die Vermählung bringt. Er weiß zwar, daß ich — die Tochter meines Vaters bin, aber er glaubt, ich hätte mein ganzes Vermögen verloren. Aber ich glaube, er wird mir den kleinen Betrug verzeihen . . . er hat mich ja lieb!"

„Und wie gedenkst du es zu halten?"

„Du mußt mir ein wenig helfen. Vom Standesamt aus werden wir in unsere Villa fahren . . . und dort beichte ich. Für den Abend lädst du unsere Freunde ein, denen will ich von diesem Jahr erzählen . . . und vielleicht wirkt meine Erzählung ein wenig erzieherisch auf die Nichtstuer unter ihnen. Dir fällt die Aufgabe zu,

auch unsere Wirtsleute Apelt zu orientieren. Der Mann fungiert als zweiter Trauzeuge. Sie sollen am Abend an der Feier teilnehmen. Eigentlich hätte ich ja gern an diesem Tage auch meinen lieben kleinen Richard Weghart bei mir gesehen und Lotte Bach und ihren Mann. Aber Richard Weghart werde ich später einmal schreiben, daß ich mich verheiratet habe und ihn zu mir einladen. Es ist für ihn besser so. Und Lotte Bach suche ich auch lieber in ihrer Wohnung auf, um mich nach ihrem Ergehen zu erkundigen . . ."

„Darüber kann ich dir übrigens etwas sagen. Bach war vor kurzem beim Justizrat, um sich noch einmal zu bedanken. Er ist zwar noch nicht geheilt zurückgekehrt, aber sein Leiden ist doch zum Stillstand gekommen, und man hofft, durch eine Nachkur in einer Heilstätte das übrige zu erreichen. Die Wasch- und Plättanstalt Frau Bachs floriert."

„Das freut mich!"

„Deinem Justizrat mußt du dich aber bald zeigen. So viel Angst und Aufregung wie um deinetwillen hat der gute Mann sein Leben lang nicht gehabt. Aus meinen Andeutungen reimte er sich das Unmöglichste zusammen, träumte von den Gefahren der Großstadt, denen du ausgesetzt seiest und so weiter. Ich hielt ihn manchmal nur mit Mühe zurück, sich auf deine Spur zu setzen."

„Er wird an meinem Hochzeitsabend ebenfalls alles erfahren . . . und wie ich ihn kenne, wird niemand sich mehr über mein Glück freuen als er!"

„Ich muß ehrlich sagen: auch ich bin froh, daß das Ende so über Erwarten gut ist. Oft habe ich mir wirklich Gewissensbisse gemacht darüber, dich Unwissende, dich Liebkind des Schicksals mitleidlos „in die Welt hinausgestoßen" zu haben, die dich allen möglichen Härten aussetzt und die . . ."

„. . . und die mich lehrte, zu begreifen, daß das Leben nicht nur dazu da ist, es zu genießen, sondern, daß man sich diesen Genuß auch verdienen muß! Jeder Mensch, mag er arm sein oder reich, hat Pflichten gegen sich und seine Mitmenschen . . . wer sich der Erfüllung dieser Pflichten entzieht, stellt sich damit selbst außerhalb jeder menschlichen Entwicklung!"

*

Als Helga und Reinhold Arm in Arm das Standesamt verließen, gefolgt von Herta Bauer und Apelt, standen vor dem Eingang zwei Autos: ein wundervoller schnittiger Horchwagen und eine Taxe.

Der Chauffeur des Privatwagens öffnete, die Mütze in der Hand, den Schlag. Erstaunt sah Reinhold seine Frau an, als sie ihn sacht, mit einem beinahe hilflos anmutenden Lächeln dorthin dirigierte.

„Der ist doch nicht etwa für uns?"

Sie nickte.

„Wie kommst du zu diesem Wagen, Helgachen?"

Einen Augenblick zögerte sie, wollte sagen, daß er der Freundin gehöre . . . aber die Notlüge kam nicht über ihre Lippen. Sie legte wie bittend die Hand auf die seine.

„Nicht fragen, Liebster . . . nachher werde ich es dir erzählen!"

Sie stiegen ein. Der Wagen ruckte an und fuhr schnell davon. Die Taxe mit Herta und Apelt nahm einen anderen Weg, fuhr nach der Lindenstraße, in die Apeltsche Wohnung. Schweigend saßen die beiden jungen Menschen, die nun für ein Leben zusammengehörten, nebeneinander. Sie lehnte den Kopf zärtlich an seine Schulter . . . und plötzlich nahm sie seine Hand und küßte sie.

Er streichelte kosend ihr Haar.

„Wohin fahren wir, Helgalieb?"

„In unser neues Heim", lächelte sie. „Ich habe es ganz heimlich für uns hergerichtet!" Dann sich aufrichtend, ihn ansehend: „Du hast mich sehr lieb, Reinhold, ja?"

„Sehr, meine kleine Helga . . . das weißt du doch. Warum fragst du?"

„Du wirst mir gleich an unserem ersten Ehetag etwas zu verzeihen haben. Aber ich verspreche dir, daß ich mir in Zukunft Mühe geben werde, es nicht wieder vorkommen zu lassen!"

„Was ist es?"

„Du wirst es bald erfahren!"

Wieder schwiegen sie und fühlten einander nahe, wie nie. Sein Arm schlang sich fest um ihren Leib. So hielt er sie . . . voll von Glück und Liebe.

Eine Viertelstunde später hielt das Auto vor einem Hause in der Trabener Straße. Ehe er es hindern konnte, sprang Helga zuerst heraus. Er folgte ihr und starrte verblüfft auf die Villa vor sich. Das war doch das Haus der — Baronin Oppermann!

„Helga, wie kommst du . . ."

Sie zog ihn dem Eingang zu und wies auf ein kleines Schild. In Glut getaucht war ihr Gesicht dabei.

„Buchenau!" las er staunend und begriff es nicht. Und schon kamen zwei alte Menschen aus dem Hause gestürzt. Voran eine dickliche Frau mit einem riesigen Strauß Blumen in der Hand. Blieb vor ihnen stehen und knirte verlegen:

„Willkommen, gnädiges Fräu . . . gnädige Frau!"

„Danke, Frau Müller!" lachte Helga und nahm ihr die Blumen ab.

Reinhold Buchenau wußte nicht, wie er in die Villa kam. Wußte nicht, wie es kam, daß er seiner jungen Frau in einem elegant eingerichteten Salon gegenüberstand.

„Was hat denn das zu bedeuten, Helga . . ."

Sie führte ihn an den in der Mitte stehenden großen Tisch. Ein Buch sah er da liegen. In zinnoberrotem Einband mit breiter Goldschrift: Ganz starr wurde sein Blick, als er entzifferte: „Aus strategischen Gründen . . . Ein Kriegstagebuch von Reinhold Buchenau."

„Helga!"

Fuhr jäh herum.

„Es sollte eigentlich erst im Herbst erscheinen! Ich habe es aber durchgesetzt, daß es zu unserem Hochzeitstag fertig wurde. Doktor Jacob und alle Lektoren des Verlages erwarten von diesem Buche einen großen Erfolg. Freut es dich?"

„Aber der Titel?"

„Ist von mir! Ich wollte doch auch etwas dabei tun! — und nun komm, Lieber, setz dich dort hin . . . jetzt will ich dir etwas beichten."

Plötzlich erfaßte ihn eine Ahnung, so unglaublich, so ungeheuerlich, daß er sie zurückwies. Er mußte nur immer seine verlegen beginnende junge Frau anschauen. Sie erzählte ihm alles. Von ihrer Lebensunlust, von dem Vorschlag Herta Bauers und dem, was dann folgte.

Er unterbrach sie mit keinem Wort. Mählich nur begriff er, daß alles so ganz anders nun werden sollte, daß er eine Millionärin geheiratet hatte!

„Und das . . . das ist wahr?" fragte er zweifelnd.

„Ja . . . und ich bin so froh, daß ich es dir nun endlich sagen durfte. Du weißt nicht, Liebster, wie sehr diese Heimlichkeit in all den letzten Wochen auf mir lastete. Und, nicht wahr, du bist mir nicht böse deshalb?"

„Aber wie soll denn das jetzt werden, Helga?"

„Jetzt werden wir alles das verwirklichen können, was du mir einmal sagtest, das du tun würdest, wenn du — Millionär wärest! Jetzt werden wir miteinander die „helping hand" aufbauen! Und ich bin so glücklich und dankbar, daß ich dir dabei helfen darf! Liebster, was wäre ich ohne dies Jahr geworden . . . dies Jahr, das mir so unendlich viel gab, das mich dich finden ließ! Gib mir die Hand, Reinhold . . . unser Leben soll sein, was uns dieser Tag verheißt: ein für uns und die anderen segenvolles Wirken in Liebe, Wohltun und — Arbeit!"

Sie streckte ihm bittend die Hand entgegen. Da brach wieder das Leuchten in seinen Augen durch. Er nahm sie und auch die andere Hand und zog die Frau, der sein ganzes Herz, sein Leben gehörte, an sich. Mit einer Gebärde unendlicher Glückseligkeit neigte er sich herab zu ihr und küßte ihren Mund.

„Diese Wandlung kommt zu unerwartet, als daß ich sie schon ganz begreifen könnte, Helgalieb . . . aber ich will sie hinnehmen als Wink des Schicksals, von nun an mit dir zusammen zu wirken von früh bis abends, zu wirken, so lange es Tag ist! Wir wollen vereint die

Not suchen, da wo sie am schlimmsten ist, und helfen überall, wo wir helfen können. Das Gebot Jesu von Nazareth aber soll das Leitwort unseres Lebens sein... hintragen wollen wir es zu den Menschen, die mit uns eines Stammes sind, daß sie aufwachen und es wieder erfassen in seiner ganzen wundervollen edlen Größe: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!"

—Ende!—

In Kanton hat man immer noch Geld!

Die Stadt mit dem ärmlichen Gesicht und dem verschlossenen Reichtum.

Von Dr. **Erwin Stranik.**

Kanton, — diesen Namen gibt es eigentlich nur in den europäischen Atlanten und auf den Poststempeln; in China sagt man im gewöhnlichen Sprachgebrauch Kuangtungscheng, Schangscheng oder Kuangtschoufu, kommt man aber zu einer Behörde, dann lächelt der Beamte, mit dem man es zu tun hat, nachsichtig und erwidert: „Oh, Sie meinen Fanngü!" Denn Fanngü ist die offizielle Bezeichnung seit 1914. Womit man sich ein fünftes Vokabel einzuprägen hat.

Aber trotz der vielen Namen soll man sich nicht abhalten lassen, nach Kanton zu fahren. Von Hongkong, dem englischen Meerhafen, verkehren ständig Passagierschiffe den Tschukiang aufwärts und die kleine Reise, am Abend begonnen, am frühen Morgen beendet, gehört zu den mächtigsten Eindrücken, die der Orient zu vermitteln hat. Denn sie zeigt mehr als jenes Leben auf dem Festlande, wie rasch der Mensch erkennt, daß nicht er die Landschaft zu bestimmen vermag, sondern nur die Landschaft ihn. In Hongkong war man noch Europäer oder Amerikaner, mit Abendsmoking als Herr, mit großer Toilette als Dame, dann beginnt das mächtige Schaufelrad des blitzblank-weißen Vergnügungsdampfers langsam die Wasser des Tschukiang zu schlagen, man nimmt noch gemächlich ein opulentes Diner zu sich, aber dann, — ja, wenn dann einmal der Mond aufgeht, so seltsam grünlich, und das Land sich nebelhaft, beinahe ein wenig gespenstisch in unbekannte Fernen verliert, da werden die Kleider unbequem, unpassend und das Gefühl der „Zivilisation" wirkt plötzlich nicht recht am Platze. Man spürt: will man jetzt ohne Fährnisse weiterkommen, so muß man sich umstellen. Rasch und gründlich. Auch wenn man bloß aus Siedlungen der Weißen kommt und wieder zu Weißen will. Es geht nicht in der alten Form. am nächsten Morgen, wenn man um vier, fünf Uhr bereits wieder an Deck erscheint, da möchte man bereits ein richtiger Chinese sein. Ein in dieses seltsame Land Passender. Man haßt das Fremd-Wirkende, als Fremd-Empfunden-Werdende. Jetzt aber geht die Wandlung nicht so schnell, als man es verlangt.

Und dann ist man da, in Kanton, der Stadt — von einer Million Einwohnern; aber freilich, nur etwa 300 Europäer und Amerikaner unter lauter Asiaten. Und diese 300 haben sich eine eigene Siedlung geschaffen, die künstlich gebildete Insel Schamien. Hier wehen die französische und englische Flagge. Die Deutschen besitzen seit dem Weltkrieg unter ihren Kontinentsgenossen keine Aufenthaltsberechtigung mehr. Man vertrieb sie 1914 aus Schamien, so zogen sie in die östliche Vorstadt Tungschan und jetzt wird es große Mode, nach Tungschan zu gehen und nicht nach Schamien. Nur die Dampfer halten dort vor allem an. Aus Respekt und Tradition. Aber auch hier dürfte sich in den nächsten Jahrzehnten mancherlei ändern.

In Schamien gibt es natürlich nichts zu sehen, weshalb man eigens nach China fahren sollte. Kanton darf man nicht europäisch betrachten, sondern muß es chinesisch zu erfassen suchen. Was für ein Wunder erlebte man da! Freilich — kein Wunder in prächtigem Sinne! Vorerst ist es ein Wunder des Entsetzens, ein Wunder des Grauens, ein Schauder sondergleichen!

Diese fürchterliche Chinesenstadt! Wo stinkt es noch so im Orient, wie hier? Höchstens im Hafen von Singapore, wenn die Durianfrüchte verladen werden, die so fein schmecken, aber einen Geruch verbreiten, als ob man sich in einem Pestspital befände! Auch hier verschlägt einem jener eklige Qualm den Atem, der so sehr an Verwesung gemahnt. Dazu kommt das Klima, eine trockene Hitze erbarmungsloser Ruhe, kein Luftzug in allen Straßen, keine Bewegung, trotzdem das Land doch so sehr in der Mitte liegt zwischen Wasser und Bergen. Hier steht der Glast still wie am Toten Meer. Und es riecht, riecht von Sekunde zu Sekunde bestialischer!

Nach einem schweren Kampf mit sich selber hat man schließlich doch einem Sänftenträger gewinkt und damit eine Reise durch die Eingeborenenstadt bestellt. Für eine Rikschah würde man im Augenblick viel Geld geben, aber es ist hier keine aufzutreiben. So muß man auf die Grenzen zwischen sich und der Umwelt verzichten. Und schon trabt der Kuli los, mitten hinein in Opiumdüfte und grelles Menschengeschrei.

Wie überall in China, findet man auch hier beinahe alles Geschäftsleben auf den Straßen selber. Die niedrigen Häuser, meist nur aus Holz erbaut und mit Stroh gedeckt, verschwinden ganz unter der Fülle der vielfarbigen Reklamebänder, die hier alle Schilder ersetzen und der Menge der Geräte, die man, wo immer es nur angeht, aufgehängt, übereinandergetürmt und zu Dutzenden geschichtet hat. Rasch bemerkt man, daß sich die einzelnen Branchen in bestimmten Bezirken vereinigten. Jetzt läuft der Kuli gerade durch ein Sträßlein, in dem nur Korbmacher hausen. Ein richtiger Wagen könnte hier wohl kaum durch ohne beträchtlichen Schaden zu stiften. Denn die ganze Straßenbreite beträgt bloß neun Steinfließen nebeneinander und vom Anfang bis zu ihrem Ende sieht man nichts als Körbe, Körbe und wieder Körbe, — aber nicht nach abendländischer Manier bloß geflochten, sondern innen mit starkem Fettpapier ausgelegt, damit man in ihnen auch Öl tragen kann, ohne Flasche, nur einfach in den Korb geschüttet.

In einer anderen Gasse sieht man durchweg Tischler. Sie arbeiten an den herrlichsten Möbelstücken, kostbare Sessel werden gedrechselt, Kasten und Truhen mit Perlmutter eingelegt und stets aufs neue erfinden diese nie erlahmenden Menschen noch nicht abgebrauchte Kompositionen von Drachen und Blumen. Knapp neben ihnen gehen Sticker ihrem mühseligen, den Augen so schädlichem Gewerbe nach, sie haben hauchzarte Seite unter ihren Händen, auch sie sticken Blumen hinein, dann Pfauen, Götzenfratzen und Kraniche, daß man glauben könnte, sie wollten ein Abbild vom Kaiserpalast zu Peking schaffen mit all seinen seltsamen Figurinen und Statuetten. Wieder erkennt man: was hier geschaffen wird, umgeben von einem Rudel räudiger Hunde, die nach Knochenreste suchen, von Bettlern mit leprösem Aussehen, — dies alles, was man da bildet und an dem man hier merkt, muß unendlich teuer sein. Wer kauft derartige Kostbarkeiten? Sind sie für Europäer, für Amerikaner, dollarschwere Yankees bestimmt? — Keine Spur! All die Möbel und Decken und Jadefiguren erwerben wieder Einheimische, kaufen die chinesischen Kaufleute von Kanton, die vielfach ebenfalls in solch armselig scheinenden Häusern wohnen. Armselig von außen, innen aber von Prunk und Herrlichkeit erfüllt!

Man erhält auch Zutritt, durch Empfehlungen. Erst geht es durch eine schäbige, schmutzige Eingangspforte, dann durch Teppich-Türen und plötzlich steht man in einer Halle, angefüllt mit den schönsten und den geschmacklosesten Dingen. Der reiche Chinese weiß, was er zu wählen hat, wenn er orientalische Waren erwirbt; wenn er aber auch dem europäischen Geschmack Rechnung tragen will, ist er unweigerlich dem Kitsch ausgeliefert. Und dann stopft er alles zusammen in seinen Prachtraum: alte Lampen, die nicht brennen, schreckenerregende Öldrucke aus der napoleonischen Zeit, große Standuhren usw. Dazwischen aber finden sich: eben jene wunderbaren chinesischen Möbel, Götterstatuen und ähnliches. Und dies ist es, was immer neues Staunen erweckt.

Kanton hätte man nicht ganz gesehen, wenn man nicht auch dem Tschukiang dort einen Besuch abstattete, wo er zur Heimstätte vieler Chinesen seit alter Zeit geworden ist. Denn auch das ist eine Eigenheit dieser merkwürdigen Stadt: daß etwa 300 000 Menschen ständig in „Sampans" leben, auf Booten, die im Tschukiang, der wegen seines Reichtums an Perlen auch Perlfluß heißt, ruhen. Allerdings hat man in den letzten Jahren eine breite Uferstraße gebaut und an jener eine Reihe von mehrstöckigen Steinhäusern errichtet, um auf diese Weise die Bootsbewohner zu Landsiedlern zu machen, was bis jetzt freilich nur bei einem kleinen Teil gelungen ist. Lieber lassen sie sich von den leichten Wellen schaukeln und verdienen sich ihr Brot als Hafenarbeiter, Verlader und Hilfshandwerker.

So bietet Kanton ein wahrhaft vielfältiges Bild. Jeder seiner Namen vermittelt einen anderen Eindruck. Verschwiegene Pracht, nach außen gekehrtes Elend, Scheinnot und tatsächliche primitivste Vegetierung der Kulis; daneben die stillen Siedlungen der Weißen, nicht gern gesehen, aber doch nicht wegzubringen von diesem Platz. Und über allem: das geheimnisvolle Phantom China selber, ein Begriff, eine Vorstellung, unfaßbar und doch ganz real, das man nur dann wirklich zu verstehen vermag, wenn man es selber einmal erlebte.

Sind Tiere vernünftig?

Eine tierpsychologische Studie von **Wolfgang Biesendahl.**

Für jeden, der sich ein wenig Mühe nimmt, sich mit der Tierpsyche zu befassen und der Liebe für Tiere hat, gibt es die Frage: „Vernunft oder Instinkt?" nicht. Wer natürlich von vornherein das Tier als ein untergeordnetes Geschöpf ansieht, das lediglich nach dem Wert einzuschätzen ist, den es materiell für den Menschen hat, wird die Vernunftsäußerungen eines Tieres auch niemals gewahr werden, und ihm nur den Instinkt zubilligen.

Es bedarf keiner langen philosophischen Abhandlung, um die Frage, ob das Tier Vernunft oder nur Instinkt hat, zu beantworten. Einige wenige Beispiele mögen selbst die Antwort geben.

Wir Menschen machen zunächst den großen Fehler, die Vernunft des Tieres vom menschlichen Standpunkt aus zu werten. Das ist falsch und muß daher zu einer falschen Beurteilung führen. Im Gegenteil müssen wir versuchen, uns in die Tierseele zu versetzen und wenn wir dies mit richtigem Verständnis vermögen, werden wir oftmals geradezu erstaunt sein darüber, wie oberflächlich und falsch wir urteilen konnten.

Es ist zum Beispiel nicht besonders schmeichelhaft, von einem lieben Mitmenschen mit einem Ochsen verglichen zu werden, denn es wird einem mit diesem Vergleich kein Kompliment gemacht. Oft kann man hören: „Der steht da wie ein Ochse." Gerade das beharrliche Stehenbleiben des Tieres erscheint uns blöd. Das ist es aber nicht mehr, sobald wir begriffen haben, daß das Rind, solange es noch nicht Haustier war, die Hörner als Waffe benutzte und das Stehenbleiben bei den Vorfahren des heutigen Hausrindes die Kampfstellung war. — Dieses Beispiel soll nun nicht etwa die Vernunft des Tieres beweisen, denn fraglos handelt es sich in diesem Falle lediglich um Instinkt. Es soll nur zeigen, wie schief meist die Beurteilung ist, weil der Mensch sich nicht die Mühe nimmt, dem Zusammenhang nachzugehen.

Einem Ameisenhaufen zuzusehen, gehört zu dem interessantesten, was die Tierwelt zu bieten vermag. Mit welchem Geschick die Tierchen vorgehen und wie sie Gegenstände heranzuschleppen vermögen, die viel schwerer sind, als sie selbst, ist bewundernswert und zeugt fraglos von einer hohen Vernunft dieser Tiere.

Gemeinhin herrscht die Ansicht, daß ein Papagei wahllos das nachplappert, was ihm gelehrt wird. Daß dem aber nicht immer so ist, beweist ein Papagei, den der bekannte Professor Jäger in Stuttgart besaß. Dem Vogel gefiel besonders das Wort „Adieu" sehr und er beehrte fast jeden Besucher mit diesem Abschiedsgruß. Eines Tages aber überraschte der Papagei seine Umgebung durch folgendes: Eine Hausiererin bot mit großer Zungenfertigkeit ihre Waren an, als plötzlich der Vogel in höchst erbostem Tone schrie: „Adieu du!" Die Betonung der Worte und die Zusammenstellung von „Adieu" und „Du" war dem Tiere nicht gelehrt worden. Es besteht kein Zweifel darüber, daß es die energische und deutliche Verabschiedung durch eigene Vernunft zusammenbrachte.

Von allen Tieren in jeder Beziehung am nächsten steht dem Menschen der Affe. Demgemäß ist auch die Psyche des Affen dem Menschen am leichtesten verständlich.

Im Berliner Zoo beobachtete ich vor Jahren selbst ein Schimpansenpaar, das seinem Jungen Unterricht im Klettern erteilte. Daß Menschenseltern dabei anders vorgegangen wären, gestatte ich mir zu bezweifeln. Der Unterricht ging folgendermaßen vonstatten. Das Männchen legte sich der Länge nach auf ein Brett, das in einiger Höhe an der Längsseite des Käfigs entlanglief. Die Mutter stand unten und hielt ihr Jungens an die Gitterstäbe, wonach es auch sofort griff. Von hinten schob nun das Weibchen nach und das Männchen langte von oben herunter, um das Kleine vollends emporzuziehen. Als es glücklich oben gelandet war, nahm es der Vater in seine Arme, beförderte es wieder nach unten und hierauf begann die Kletterei in der gleichen Weise von neuem.

In der Mitte des Affenhauses des Dresdener Zoologischen Gartens befindet sich ein größerer Käfig mit verschiedenen Affenarten. Ringsum laufen in ziemlicher Entfernung an den Wänden Käfige von solchen Tieren, die in die Außenkäfige gelassen werden können. Zur Zeit meines Besuchs waren die Käfige an den Wänden sämtlich scheinbar leer. Die Besucher des Raumes widmeten ihre Aufmerksamkeit dem in der Mitte befindlichen Käfig. Auf einmal ertönte aus der hintersten Ecke des Affenhauses ein fürchterlicher Lärm, der nicht aufhörte. Ich ging nun sofort der Ursache nach und entdeckte ganz hinten in einem Käfig einen Affen, der mit seiner Hand das an der Außenseite des Käfigs angebrachte Schloß kräftig hin und her schüttelte, es so als Glocke benützend. Offenbar wollte das Tier durch dieses „Läuten" darauf aufmerksam machen, daß es auch noch da sei. Mit einem Stückchen Zucker belohnte ich den armen vergessenen Einsiedler.

Ein Schimpanse war sehr erpicht auf Apfelsinen, die er allem andern vorzog. Außerhalb des Käfigs wurde nun eine Apfelsine hingelegt und zwar so, daß sie der Affe mit seiner Hand nicht erreichen konnte. Lange saß er tiefsinnig da und starrte auf die begehrte Frucht. Endlich fiel ihm sein schöner Spazierstock ein, der ihm aus den Tantalusqualen helfen konnte. Er holte sich eiligst den Retter und konnte sich auch mit der Krücke des Stockes richtig den Leckerbissen angeln. Bald darauf wurde das Experiment wiederholt, doch war die Apfelsine auch mit Hilfe des Stockes nicht erreichbar. Unser Philosoph zeigte sich aber auch hier vollkommen als Herr der Situation. Nach einigen Minuten offenbar starken Nachdenkens holte er sich aus einer Ecke seine Decke und warf diese durch die Gitterstäbe nach der Frucht. Oft mußte er die Decke unverrichteter Sache wieder hereinlangen, endlich aber fiel durch einen geschickten Wurf die Decke doch mitten auf die Apfelsine. Nun trat der Spizierstock wieder in Aktion. Mittels des Stockes war es dem Tiere möglich, nach der Decke zu langen, die es behutsam zu sich herzog und damit zugleich die Apfelsine. Nun trat der Spazierstock wieder in Aktion. Mitlangte sich der Affe die Apfelsine vollends herein und verspeiste sie mit großem Appetit.

Zum Schlusse noch zwei Beispiele von der Vernunft des treuesten Geschöpfes der Erde, des Hundes.

Meine Betty, eine Pinscherhündin, war ein sehr kluges Tier, das buchstäblich jedes Wort verstand und sofort darauf reagierte. Z. B. durfte man das Wort „Schokolade" nicht auch nur gesprächsweise erwähnen, so gebärdete sich der kleine Kerl wie toll vor Freude, denn Schokolade naschte er fürs Leben gern, ganz im Gegensatz zu meinem jetzigen Hund, der für Schokolade nichts übrig hat, für den dagegen Schlagsahne, wenn auch ein sehr seltenes, doch das höchste der Gefühle ist.

Wenn es an der Korridortür klingelte, so war Betty stets der Meinung, sie müsse auch ihrerseits den Besucher anmelden und fing stets kräftig zu bellen an. Eines Tages hängte ich nun die Glocken von Korridor und Küche um, so daß nunmehr die Korridorklingel in der Küche ertönte, während sich die frühere Küchenklingel, auf welche Betty nie reagiert hatte, im Korridor befand. Als es nun zum erstenmal an der jetzigen Korridorklingel läutete, nahm Betty selbstverständlich an, es läute in der Küche. Aber schon beim zweiten Male wußte sie ganz genau, daß jetzt die Glocken vertauscht waren und darnach richtete sie nun ihr Benehmen ein.

Sonntags wurde Betty stets auf den Morgenspaziergang mitgenommen und hatte immer große Freude daran. Diese gab sie jeden Sonntagmorgen kund, ohne daß sie darauf hingewiesen worden wäre, daß es Sonntag sei und sie mitdürfe. Trotzdem wußte das Tierchen genau Bescheid. An Werktagen gingen die männlichen Mitglieder der Familie, jeder zu einer anderen Zeit, ihrem Berufe nach. Wenn nun aber alle drei Männer morgens nach dem Frühstück noch zusammenblieben, mußte wohl Sonntag sein und damit stand der Morgenspaziergang in sicherer Aussicht.

Vielleicht reichen schon die wenigen angeführten Beispiele, um die Frage „Vernunft oder Instinkt" von selbst zu beantworten. — Zugegeben, daß sich das Tier mehr von seinem Instinkt leiten läßt, als der Mensch. Ganz fraglos aber besitzt das Tier auch Vernunft und nicht selten in einem Maße, daß sogar der Mensch manchesmal davon beschämt wird.

Von der Unvernunft.

Priamel aus dem 12. Jahrhundert.

Nachdichtung von **Walter Meckauer.**

Wer einen Freund will suchen,
Wo er keinen findt,

Und in den Wald fährt jagen,
Wenn der Schnee zerrinnt,

Und kaufet Ungesehnes viel,
Und durchhält ein verloren Spiel,

Und dient auch einem bösen Mann,
Bei dem er Lohn nicht finden kann —

Wenn er's mit Unvernunft die Länge treibt,
Ihm wohl zum Schluß nur Reue bleibt!

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.